

**Zeitschrift:** Schweizerische pädagogische Zeitschrift  
**Band:** 27 (1917)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Zur Haltung und Gestaltung des Deutschunterrichts im Lehrerseminar :  
vorgetragen am 8. Oktober 1916 im Schweiz. Seminarlehrerverein in  
Baden

**Autor:** Howald, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-789045>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ZUR HALTUNG UND GESTALTUNG DES DEUTSCHUNTERRICHTS IM LEHRERSEMINAR.

VORGETRAGEN AM 8. OKTOBER 1916 IM SCHWEIZ. SEMINAR-LEHRERVEREIN IN BADEN VON J. HOWALD, MURISTALDEN-BERN.

---

Dreierlei Sterne leuchten dem Seminarleben vor: Erstens Wissen, zweitens Können und drittens Wollen, als Charakter das Gute wollen. Denn dreierlei haben die jungen Leute zu erlernen: Erstens Erwerben, zweitens geben, drittens sich hingeben, nachgeben und nicht nachgeben, vergeben, glauben, hoffen, in Liebe dienen. Oder eigentlich in aller Kürze umgekehrt: Erstens Pestalozzisinn — und deshalb alles Übrige: zweitens, drittens und was dazu gehört.

Erstens: Es hat das verhältnismässig so geringe Wissen, das die jungen Leute von daheim mitbrachten, nach Kräften zu festigen, zu klären, zu mehren. Es soll schon deshalb möglichst weit bis allenthalben an die Grenzlinien vorzudringen suchen, damit der junge Mann in seinem Halbwissen nicht im Famulus-Wagnertum stecken bleibe, damit er sich bescheiden lerne. Und da oder dort im Unterricht, im Getriebe des gesellschaftlichen, kirchlichen, politischen, militärischen Lebens kommt der Lehrer bald das eine, bald das andere zu verwerten in den Fall. Und als wir vor Jahren in einer Lehrerversammlung tatkräftig angeregt wurden, uns lebhaft mit Herbart-Zillerscher Unterrichtsweise zu mühen und die Lehrstoffe kunstgerecht nach Vorbereitung, Darbietung, Vergleichung, Zusammenfassung und Anwendung vor der Jugend aufzurollen, da fühlte sich ein erfahrener Kollege zu mahnen gedrungen: Erst, Anfänger im Lehramt, sollst du Stoff erwerben, der Sache Herr werden, d's Häfeli fülle! Wer unterrichtet, sollte mehr wissen, als was er aufmarschieren zu lassen Zeit und Gelegenheit hat.

Zum zweiten hat eine Lehrerbildungsanstalt nie zu vergessen, dass ihre Schüler den besten Teil dessen, was sie erwerben, nicht für sich behalten, sondern ihn weiterzugeben berufen sind. Lehrgabe hat sie zu fordern und zu fördern. Das bestimmt nicht bloss den Lehrplan, das hilft auch die Unterrichtsweise modeln, sucht sie so zu gestalten, dass sie den Volksschulunterricht wenigstens nicht auf Abwege leitet, dass sie vielmehr vorbildlich wirkt.

Drittens hat das Seminar das hochbedeutsame Werk der Charakterbildung fortzusetzen, edle Gesinnung zu pflanzen, für alles

Gute, Wahre, Schöne Begeisterung zu wecken, für Liebe und Freundschaft, Heimat und Vaterland, Natur und Gott. Man belächle die altmodischen Flaggen, die wir da hissen, nicht. Hilft der Erzieher nicht die aufbauenden Kräfte mehren, hilft er zersetzen und niederreißen, was ist dann mit all seinem Übrigen gewonnen? Vielleicht — je reicher sein Wissen, je gewandter sein Können, je wirksamer seine Beredsamkeit, je beweglicher seine Feder, je machtvoller der Zauber alles dessen, worüber er verfügt, um so schlimmer der Schaden.

Und dieser dreifachen Aufgabe, die im Grund eine einzige ist, dient bewusster als mancher andere der Deutschunterricht. Das bestimmt auf allen Stufen, in allen Verzweigungen seine Haltung und Gestaltung.

Die Mehrung stofflichen Wissens freilich überlässt er der Hauptsache nach gerne den übrigen Fächern, dem Sachunterricht. Er hat es von allem Anfang an nicht bloss mit Stoff, er hat es immer auch mit der Form zu tun. Er geht darauf aus, deutsche Schriftsprache zu pflanzen, das Sprachgefühl zu schärfen, den Sprachgeschmack zu veredeln. Auf Beherrschung der Sprache geht er aus. Der Deutschlehrer soll, wie Otto von Greyerz sagt, Sprachleben wecken.

Der Deutschunterricht gleicht einer Dampferfahrt auf Strom und See. Wir fahren mit dem jungen Volk nicht hauptsächlich um des Dampfers willen. So merkwürdig das Fahrzeug an und für sich, wir besteigen es, um den Zauber der Landschaft auf uns wirken zu lassen, den Schimmer des Sees, den Kranz der Küsten.

„Auf der Welle blinken  
Tausend schwebende Sterne.  
Weiche Nebel trinken  
Rings die türmende Ferne.  
Morgenwind umflügelt  
Die beschattete Bucht  
Und im See bespiegelt  
Sich die reifende Frucht.“ (Goethe.)

Nahm der junge Wanderer eine Fülle von Bildern mit nach Haus, die ihn fortan auf immer begleiten werden, so ist unzertrennlich damit verknüpft, was er vom Schiffe sah, Formen, Farben, Räume, Name, das Stampfen der Räder, der Schaum, den sie warfen, das rhythmische Steigen und Sinken der Maschinenarme, der Schein sogar, den in der Dämmerung die lodernde Glut in den Heizraum geworfen, wo halbnackte, geschwärzte Gestalten sich mit Schaufeln und Kohlen regten, im Winter die wohlige Wärme, die der obere Heizraum ausströmte, das alles lebt mit in der Erinnerung fort, und







Das ist im Anschluss daran mehr als einem unserer bernischen Lesebücher für die Primarschulstufen zum schweren Vorwurf zu machen: sie sind von dem Grundsatz abgewichen, nur Gehalt in rechter Gestalt sei würdig, in einem Deutschbuch aufzutauchen. Des Besten für alle Spiele und Ziele, zur Begleitung jedes Fach- und Sachunterrichts mit Schmuck und Stuck ist so viel vorhanden, dass es geradezu als Sünde und Frevel erscheint, den Raum mit minderwertigen Dingen auszufüllen. Da lasse man den Anerkannten das Wort, den Echten und Rechten. Was wäre denn echt? Echt ist, was wahr ist. Und was wäre denn wahr? Was nicht gemacht, sondern wie ein Werk der Natur geworden. Die Form ist echt, die bei ernstem Eingehen wie von selber aus dem Inhalt und aus des Redenden und Schreibenden Absicht erwuchs.

„Nicht der Masse qualvoll abgerungen,  
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,  
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.“

Wo solche Lesebücher ins Leben traten, da blieben sie noch jedesmal nicht verachtet in staubiger Schulecke liegen, sie wurden von jung und alt auch zu Haus immer wieder zur Hand genommen, Bäumlein rüttel dich und schüttel dich! Wirf Gold und Silber über mich — und es geschieht. Es sollte der Hauptsache nach ein Einziger sein, der das Lesebuch schafft, einer, der's versteht und bescheiden genug ist, andere, nicht zu viele, um Rat anzugehen, es mögen ihrer zwei sein meinetwegen — Lüben und Nacke, Kehr und Kriebitsch, Fischer und Dr. Stickelberger, Bächtold, Schmid, da wird ein Charakter, ein kompakter, und wär's ein vertrackter, so ist's doch einer. Und traf das Lesebuch aus dem uferlos Vielen schon seine Auswahl, zog es das Naturwüchsige, Bodenständige, Vaterländische, Lebendige, der Jugend Angemessene, Gediegene, das Edle, Wahre, Schöne, Gute, das Beste vor, so trifft der Lehrer für seinen Unterricht eine Auswahl aus der Auswahl. Ihm wird nicht alles zusagen, was das Lesebuch bietet. Die Zeit erlaubt nicht, mit jeder Klasse jedes Stück zu betrachten. Nicht jedes passt für jedes Jahr, jeden Schub und jede Schicht, jeden Ort und jeden Sport. Das Wichtigste bei jedem irdischen Ding, meint Seni tiefsinnig, ist Ort und Stunde.

Und redete ich hier immer vom Lesebuch, selbstverständlich dient nicht bloss dieses als Mittel. Leisten da und dort schon in gehobenen Volksschulen umfangreiche Dichtungen in Einzelausgaben, Zeitschriften, ganze Werke eines einzelnen, wie die von Hebel oder Körner gute Dienste, wie viel mehr im Lehrerseminar! Da hab ich

denn zwar für mich mit Schulausgaben Bekanntschaft gemacht und sie mannigfach verwertet, aber aus den gleichen Gründen wie Otto v. Greyerz die Schüler in der Regel nicht die teuern Schulausgaben, sondern die gewöhnlichen Bändchen aus den bekannten Sammlungen wie Reclams Universalbibliothek u. a. anschaffen lassen, die den Stoff ohne Anhang von Dispositionen, aber auch den Text ohne Verkürzungen geben: Nibelungenlied, Gudrun, Helmbrecht, Dreizehnlinden, Cid, Volksmärchen, Tell, Jungfrau, Götz, Maria Stuart, Wallenstein, Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea, Iphigenia, Odyssee, Julius Cäsar, Sommernachtstraum und überdies Erzählungen vorgelesen wie Segen und Unsegnen von Gotthelf, das Kind mit dem Löwen von Goethe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster oder Kleider machen Leute von Keller, das Amulett von Meyer, der Märzminister von Riehl, Parzival von Presper und dergl. mehr.

Greift so der Sprachunterricht dem mannigfaltigsten Sachunterricht mit passenden Hilfen tatkräftig unter die Arme, wie das Lied von der Glocke immer wieder die Glocke selber vorführt, die werdende Glocke unten in der Giesserwerkstatt, so beschäftigt sich der Deutschunterricht fortlaufend mit Deutsch, die Sprache mit der Sprache und schafft auf diesem Feld im Laufe der Jahre ein bedeutendes Wissen: an Grammatik, Logik, Stilistik, Poetik, Geschichte der Dichter und ihrer Werke und sorgt damit für eine farbige Belebung und Beseelung der dürftigen jugendlichen Geschichtskenntnis.

Literatur, nicht Literaturgeschichte, verlangt v. Greyerz in seinem „Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung“. Für die Schule stimme ich restlos zu, für das Lehrerseminar nicht durchaus. Dieses soll ganz eigentlich auch Literaturgeschichte treiben, muss es tun und diese wird nach meiner persönlichen und anderer Erfahrung die allerbesten Dienste leisten.

Literaturgeschichte im innigsten Anschluss an die Literatur freilich, an Lesung und Betrachtung der Literaturwerke, soweit die Verhältnisse es gestatten. Mit Namen und Zahlen, mit Mitteilungen aus dem Leben der Meister, mit ihrem Dichten und Trachten, Lieben und Leiden, mit Lilis und Lotten wird sie sich nie anders befassen als zur Belichtung und Beleuchtung, zur Wertung der Werke. Mit fertigen Urteilen wird sie sparsam verfahren. Helfen schon in der Volksschule kurze Berichte über Dichter und Dichterinnen den Anteil an ihren Werken vermehren, wie viel mehr unter den Seminaristen! Mir schwebt dabei u. a. vor, wie mein Freund und Kollege Geissbühler in seiner Schule mit den Kirchenliedern verfuhr. Wurde der



Arbeitsbeginn jeweilen am Morgen mit einem Choralvers geweiht, irgend einem Gefühl mit einem geistlichen Lied ein Kerzenlichtlein aufgesetzt, immer wurde dabei der fromme Sänger genannt und rasch einer der Gruppen aus den Zeitaltern des Kirchenliedes angeschlossen: Reformationszeit mit Luther, Elend des dreissigjährigen Kriegs mit Paul Gerhardt, Aufklärung mit Gellert, Pietismus mit Zinzendorf, Romantik und Neuzeit mit Novalis. Dabei fehlte es selbst an charakteristischen Stichworten nicht wie für die Lieder des Reformierten Joachim Neander z. B. „König“: Wunderbarer König, Herrscher von uns allen, usw. oder: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Oder: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig“, oder: „Himmel, Erde, Luft und Meer“, auch zu Ehren eines Herrschers. Die Anfänge der Lieder wurden in der Regel singend, mit ihren charakteristischen Melodien gegeben, z. B. Nicolais geistliches Liebeslied: „Wie schön leucht’ uns der Morgenstern“ oder sein geistliches Tageslied mit Hornstössen am Anfang: „Wachet auf, ruft aus die Stimme“. Und so wenig Zeit das alles im Verhältnis erforderte, so lebhaft befeuerte es Liebe und Verständnis für das so wichtige Kirchenlied.

Im Seminarunterricht nun fehlt durchaus die Zeit, um mit einer auch nur einigermaßen vollständigen Reihe aller wichtigsten und wertvollsten Balladen und Romanzen, Epen und Dramen durch gemeinsames oder einsames Lesen und Betrachten in Berührung zu treten. Welche Anzahl von Stunden nimmt zum Exempel nicht schon einzig eine gelungene lebendige Wiedergabe alles dessen in Anspruch, was die Gesänge des Nibelungenliedes vor uns entrollen oder die von Wolframs Parzival, geschweige denn die Lektüre des Ganzen etwa nach Simrock, Legerlotz oder Wilhelm Hertz selber! Und sollte nun gar das Mittelhochdeutsche samt seinem doch immerhin nicht unbeträchtlichen eigenen Wortschatz und seiner Grammatik bewältigt werden, für neuhochdeutsche Werke bliebe rein nichts mehr übrig. Nun meine ich aber, es wäre doch ein unverantwortlicher Schaden, wollten wir all die grossen Werke der Romantik samt den Liedern eines Walther von der Vogelweide wie einen verzauberten Urwald links liegen lassen, um noch einige Minuten zu erobern zugunsten irgendeines Futuristen, eines mystischen Folter von der Wagelweide. Also die grossen Gestalten vor: Gunther und Gernot und Giselher und der grimmige Hagen von Tronei und Dietrich von Bern und sein Waffenmeister Hildebrand und Rüdiger von Bechlarn und Volker von Alzei und Kriemhild und Brunhild und daneben die Riesenschatten der Edda. Aber z. B. den Inhalt nach der Weise Vilmars und eine Vor-





Würdigung der Poesien, die wir betrachten, nach ihrer Form es verlangt. Vor allem werden wir immer darauf halten, zu zeigen, dass Stoff und Stimmung, wo es zugeht, wie es soll, sich ihren Leib wie von selber gestalten, dass, wo nicht geheuchelt wurde, das Gesicht das getreue Spiegelbild der Seele wurde. Wurden in den unteren Klassen jeweilen auch schnell Gattung und Art und wiederum die Form der genossenen Dichtung betrachtet, so gewährt es auch dem nicht gerade der Poesie zugeneigten jungen Mann, auch dem, der nicht schon Mitglied eines Vereins „künftiger Klassiker“ geworden, eine gewisse Befriedigung, über den vereinzelt Regeln, die er bisher kennen lernte, sich das abschliessende Dach einer systematischen Synthese wölben zu sehen. Bilde man sich nur nicht ein, es werden sich alle Schüler der so mannigfaltigen Formen wie im Spiele bemächtigen. Einzelne unserer schwerfälligen Berner kriegen's beinahe nicht fertig, das Geheimnis eines Senarius oder eines Alexandriners zu ergründen, oder ihr Spürsinn muss geradezu mit Stacheln aufgehetzt werden, soll er Hexameter und Pentameter von einander unterscheiden und den Pentameter in einem Schillerschen Epigramm oder im Spaziergang so geben, dass auch beim sinngemässen Lesen zwei schwere Silben unmittelbar neben einander erscheinen. Da heisst etwa:

„Hoch mit erfreuendem Gut  
füllt Amálthea das Horn!“

„In Weimar und Jena macht man jetzt Hexameter wie der;  
Aber die Pantametér sind doch noch excellentér!“

Nur eins lassen Sie mich hier noch bemerken: Unsere Poetik tritt niemals mit dem Anspruch auf den Plan, Dichter bilden zu wollen. Die werden geboren. Wie unterhalten sich die beiden Malerpoeten Spitzweg und Schwind?

Spitzweg: „O Himmel, ist die Kunst doch schwer!  
Die Göttin spröd, die dralle!“

Schwind: „Ja, Lieber, wenn so leicht es wär',  
Die Luder malten alle!“

Den Geschmack zu bilden, das ist das Ziel, das die Poetik sich vornimmt. Aber weitaus am kräftigsten wird mitunter der Sinn geschärft, greift man das Musenwurm eines Stümpers auf — an „Beispielen von Exempeln“ ist ja leider kein Mangel — und zaust es, dass die Lappen fliegen. Oder ihr habt euch zusammen an der Plastik von Schillers Bestienzeichnung im „Handschuh“ erfreut und du legst schnell noch daneben, was einst Langbein verbrochen: „Ein Tiergefecht zog einst zum Kämpferplane“ etc. „Durch die Mitte der







Büchereien voll, von guten Räten hallen die Wände wieder. Lassen Sie mich in Kürze auf eines hinweisen:

Vor einem halben Jahrhundert, als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging, da griff man in der Regel in bester Meinung das zarte Gebilde einer Dichtung zu rationalistisch verstandesmäßig an. Man drehte oft genug den luftigen Schmetterling mit Worterklärungen, Reproduktion, Gliederung, gedrängter Inhaltsangabe, Charakterzeichnungen, Beschreibungen von Bildern, Vergleichen, Umwandlungen, Auswendiglernen und ähnlichen Exerzitien derart in den Fingern herum, dass glücklich aller Staub von den Flügeln gewischt war. Eine Entwicklung des Grundgedankens, sage Gedankens, durfte niemals fehlen und sogar so luftige, duftige Phantasiegebilde wie Erbkönig und Fischer mussten sich's gefallen lassen, wie Fabel und Parabel gepackt, geknufft und gepufft zu werden, ihren Extrakt herzugeben. Im Stile, wie Widmann es einst geschildert, nur nicht so grell:

„Kennt ihr das Land, wo die Zitronen blühn“.....

Die erste Strophe enthält eine Beschreibung der Vegetation Italiens. Nur merkwürdig, dass der Dichter sagt: „Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht!.... Es versteht sich doch von selber, dass sie sich nicht vom Platze bewegt. „Kennt ihr das Haus...“ Die zweite Strophe bringt eine Beschreibung der Architektur jenseits der Alpen. „Kennt ihr den Berg und seinen Wolkensteg?“ Da will der Dichter auf die Notwendigkeit des Baues einer Gotthardbahn hinweisen. „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“. Das sind natürlich die Ultramontanen!

Damit stimmt, was Rosegger erzählt: „Ist vor kurzem ein Schulmeister brieflich über mich gekommen und hat eines meiner Waldgedichte zerzaust. Dasselbe stand in einem Schullesebuch und stimmte nicht mit der Naturgeschichte. Ich sprach von einer schönen reifen Frucht des Waldes.“ Schulmeister: „Falsch, Waldbäume haben keine schönen Früchte!“ Ich: „Der Wald flüstert sich ein Geheimnis in die Ohren.“ Der Schulmeister: „Was nicht noch? Zeigen Sie mir doch einen Wald, der Geheimnisse weiss und Ohren hat!“ Ich sprach vom „Weinen des Waldes.“ Er: „Vom Weinen des Waldes habe ich nie etwas gehört; vielleicht meinen Sie, dass bei Regen die Bäume tropfen?“ Ich: „Eine Engelschar flog und trug den Christbaum in die Hütte.“ Er: „Eine ganze Schar? Ja, war denn einer dazu nicht stark genug?“ Ich sprach von „einem Glöcklein, das ewig im Weltenraume klingt“. Er: „Hängt das an einem Glockenstrick oder ist es

elektrisch?“ Ich sprach von der „Seele des Waldes“. Er: „Unsinn! Nur der Mensch hat eine Seele. Wenn Sie den Waldesduft meinen oder sonst etwas, so müssen Sie sich deutlicher ausdrücken. Mein Gott, wie soll man solche Ungereimtheiten den Kindern nur erklären?“ — Der Mann — ein Typus — hat recht. Er sprach die volle Wahrheit. Nur möchte so einer um Gotteswillen den Schulkindern nicht Dichtungen „erklären“ wollen! Er bringt damit die Poesie um und an den Kindern das natürliche Verständnis für sie. Ein mir bekannter Mittelschullehrer glossierte Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh“ wie folgt: „Über allen Wipfeln! Das ist unrichtig. Denn es kann wohl nicht angenommen werden, dass in allen Gegenden und Weltteilen zugleich Windstille herrscht. Dann schreibt Goethe in demselben Gedichte einmal Wipfel und einmal Gipfel, ohne uns klar zu machen, ob er beide Male die Baumspitzen meint oder ob mit Gipfel Berggipfel gemeint sein sollen. Das sind Nachlässigkeiten, die ein Klassiker sich nicht zuschulden kommen lassen sollte.“ Selbiger Schulmeister führt seinen Schülern auch gerne Schillers Glocke vor als Beispiel, wie man nicht dichten soll. Wissen Sie, wie viel diese berühmte Glocke falsche Reime hat? Nicht weniger als achtunddreissig. Und erst wie viele hinkende Versfüsse? Skandieren Sie nur einmal nach! Es ist einfach ein Skandal!“

Im Zeitalter der Kunsterziehung ist freilich bei uns nicht mehr stark zu befürchten, dass auf solche Weise gegen den Geist des Schönen, das allzeit nach Schonung verlangt, gesündigt werde. Vielmehr habe ich den Eindruck, dass nach dem Gesetze der Kulturentwicklung im Zickzack von einer Übertreibung zur andern heute mancher Lehrer des Deutschen aus Scheu, sich nach der angedeuteten Weise zu verfehlen, des Guten entschieden zu wenig tue, ähnlich wie zahlreiche Lehrer des Gesangs, die im Bewusstsein der hohen Würde Polyhymnias den gangbaren Weg der Methode von Altmeister Rud. Weber durchaus verlassen haben, einen andern Weg aber, die Kunst der Nachtigall zu erlernen — „Frau Nachtigall mit süßem Schall singt alles gleich vom Blatt“ — für einfache Volksschüler nicht zu entdecken wissen, weshalb nach vieler Wahrnehmung die Kunst des Singens nach Noten bedauernswürdig zurückgegangen. Freilich will beherzigt sein:

„Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen:  
Still im eignen Glanz zu ruhn;  
Aber durch ihr bloss Erscheinen  
Wird die Schönheit Wunder tun.“

„Süsse Liebe denkt in Tönen;  
Denn Gedanken stehn zu fern?“



Aber Töne in Gedichten sind Worte; Worte bilden Sätze und Sätze haben Sinn. In den meisten Poesien herrscht zwar nicht die Logik des Verstandes, aber die Logik des Gefühls und des künstlerischen Sinns, also doch wieder Logik, und warum sollte ihr nicht nachgegangen werden dürfen? Ich gestehe, dass, als ich Schillers und namentlich dann Goethes Poesien in der Stille mit Viehoffs Besprechungen durchging, ich sie fortan mit ganz anderer Liebe genoss, als bisher, da doch so manches meinem Blick entgangen war. Walzels Vortrag über die Wirklichkeitsfreude der neuern Schweizerdichtung und der erst kürzlich erschienene über den Wandel der Weltanschauung auf diesem Feld von Prof. Dr. G. Bohnenblust gossen neues Öl in das Feuer meines Anteils für sie. Sollte es bei unseren Jünglingen anders sein? Rein Lyrisches freilich wirkt am sichersten, wenn es ganz einfach zu geeigneter Stunde von Herzen gesagt oder gesungen wird. Ich habe deshalb je und je ganze Serien von Stunden, die blosser Theorie gewidmet waren, damit eröffnet, dass ich zehn, fünfzehn Minuten Claudius, Hebel, Goethe, Eichendorf, Uhland, Mörike, Lenau, Leuthold, Keller, Meyer vorgelesen, und immer habe ich Resonanz gefunden, mitunter einen Nachhall fürs Leben. Aber freilich, für jüngere Jünglinge des Jünglingsvereins wirken immer Erzählungen am besten, Balladen, Romanzen, Idyllen, Epen, Dramen und immer aufs neue, richtig beleuchtet, das Glockenlied, der Spaziergang, das eleusische Fest, Ideal und Leben, aber auch Körner, Schenkendorf, Ernst Moritz Arndt und — da ist keine Jugend mehr, wo sie nicht wirken. Da starb alle Gesundheit, wo sie bloss vornehm belächelt werden.

Lehrer des Deutschen, lerne schweigen! Nicht mehr Worte, als dazu dienen, das Werk zu beleuchten, nicht so viele, dass es drin untergeht. Gilt's einen Löwen zu verteidigen, lasst die Hündlein zu Haus! Lasst den Löwen frei, er wird sich zu wehren wissen!

Reden und Schreiben? Was fördert sie? Immer wieder und beinah einzig Übung und Vorbild, das Vorbild der Sache, das Vorbild Begabter im öffentlichen Leben unter den Kameraden, das Vorbild des Lehrers und dazu seine Weisungen mit Tadel und Lob.

Auch die Theorie? Grammatik? Rhetorik? Willst du mir von der Medizin nicht auch ein kräftig Wörtlein sagen?

Ich fürchte, meine verehrten Herren Kollegen, zu lange schon habe ich Sie mit Selbstverständlichkeiten in Anspruch genommen. Erlaube Ihre Geduld nur noch ein paar kurze Randbemerkungen. Während wir hier beisammen tagen — und nachten — redet drüben in



Ein dreifaches sollte deshalb in jeder Schule bis in den hintersten Schachen und Krachen hinein immer fort im Auge behalten und in ganzen langen Frontreihen von Lehrstunden je ein paar Minuten lang geübt werden, um wieviel mehr, so weit es notwendig, im Seminar: Unter allen seinen Genossen das wichtigste Wort ist das Verb (heißt es doch eben deshalb schlechtweg Verbum = Wort). Beinah kein Satz unserer Rede ohne irgend eine Personal-, Numeral-, Tempus-, Modus- und Genusform dieses Wortes und wie viele Verstöße gegen seine Formen! Mit dem Plusquamperfekt wissen manche rein nichts anzufangen, wissen keinen Unterschied zwischen „ich schrieb“ und „ich habe geschrieben“. Zahlreiche Leute wissen nichts von einer Form: es missfiel, müssen ausnahmslos sagen: würde missfallen, wissen also keinen Unterschied zwischen Konditionalis praesens und futurum. Warum da niemals Klarheit schaffen wollen? Zweitens: Warum nicht schon die Volksschüler Haupt- und Nebensätze unter-

Ein dreifaches sollte deshalb in jeder Schule bis in den hintersten Schachen und Krachen hinein immer fort im Auge behalten und in ganzen langen Frontreihen von Lehrstunden je ein paar Minuten lang geübt werden, um wieviel mehr, so weit es notwendig, im Seminar: Unter allen seinen Genossen das wichtigste Wort ist das Verb (heißt es doch eben deshalb schlechtweg Verbum = Wort). Beinah kein Satz unserer Rede ohne irgend eine Personal-, Numeral-, Tempus-, Modus- und Genusform dieses Wortes und wie viele Verstöße gegen seine Formen! Mit dem Plusquamperfekt wissen manche rein nichts anzufangen, wissen keinen Unterschied zwischen „ich schrieb“ und „ich habe geschrieben“. Zahlreiche Leute wissen nichts von einer Form: es missfiel, müssen ausnahmslos sagen: würde missfallen, wissen also keinen Unterschied zwischen Konditionalis praesens und futurum. Warum da niemals Klarheit schaffen wollen? Zweitens: Warum nicht schon die Volksschüler Haupt- und Nebensätze unter-

scheiden lassen, vollständige und verkürzte Sätze, einzelne und zusammengezogene? Wäre der Sinn dafür einmal geweckt, es ginge wie von selber — „dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich!“ Interpunktionsregeln im Stile wie: vor denn ein Strichpunkt, vor dass ein Komma haben doch der beständigen Ausnahmen wegen gar wenig Sinn. Und doch soll nun einmal das moderne „Menschenkind“, ist es zum Beispiel Handelslehrling geworden, nicht mehr wie Frau von Stein und Goethe verfahren, die auf dem Felde der Rechtschreibung zu völliger Freiheit hindurchgedrungen waren. Ziel: Jeder Seminarist soll sich eine solche Sicherheit erwerben, dass er gleich imstande wäre, die Drucklegung eines Buches zu überwachen. Und wüssten die armen Französisch-Kandidaten zum Überfluss gar Prädikat, Subjekt, Objekt, Adverbiale und Attribut auseinanderzuhalten, wäre das zu bedauern? Also denn immerfort schnell das Bild der Schildkröte her an die Wandtafel und wo im Aufsatz Interpunktionsfehler auftauchten, Satzbilder vor! Bloss mit römischen und arabischen Ziffern für Haupt- und Nebensätze, einem Bogen für zusammengezogene und einem Dächlein für verkürzte. Eine weitere Auseinanderhaltung ist hier nichts als Theoriekrämerei. Ich versichere Sie, so getrieben fällt, was man Grammatik nennt, niemand zur Last. Aber unsere Leute treten frontreihenweise ins Seminar und haben von Haupt- und Nebensätzen keine blasse Ahnung. Kein Wunder, wenn sie da lange nach des Wandsbeckerbotens Regel verfahren: Wo der Verstand halb aus ist, setzt man ein Komma; wo er ganz aus ist, setzt man ein Punktum, und wo gar keiner ist, kann er setzen, was er will, wie er auch in vielen Büchern findet.

Ein drittes, noch nicht zu vergessen, das wertvolle Aufklärung schaffen sollte: im Anschluss vielleicht an Alt- und Mittelhochdeutsch Entdeckungsfahrten ins Reich der Wortbildung, Ableitung, Zusammenfügung, Sprachgeschichte. Mitunter las ich ein paar Wochen hindurch jede Stunde zur Einleitung ein Kapitel aus den Sprachgeschichten von Block. „Zumal die deutsche Dichtersprache,“ sagt Otto v. Greyerz, „die freieste, willkürlichste, die es gibt, beansprucht häufig genug ein durch logisch grammatische Schulung geübtes Sprachverständnis; ihr unvergleichlicher Reichtum an bildlichen Ausdrücken und feinen Stimmungsmitteln setzt ein Sprachgefühl voraus, wie es von den meisten Menschen nur durch sorgfältige Pflege, ja nicht ohne Belehrung erlangt wird. Die altertümlichen und seltenen Wörter endlich, die der Dichter bevorzugt, und ganz besonders der Gebrauch



von Wörtern in ihrer tiefen, ursprünglichen Bedeutung werden in ihrem ganzen Werte nur erfasst, wenn der Leser gelernt hat, die Sprache als ein Gewordenes zu betrachten, wenn er sprachgeschichtliche Einsichten besitzt. Dazu soll der Sprachunterricht verhelfen und so betrachtet, vom ersten Schultag an und in allen seinen Übungsformen, wird er zu einer Vorbereitung auf die Lektüre der herrlichsten Dichterwerke.“

Rhetorik und Stilistik sind nichts als eine Fortsetzung der Grammatik, nur haben sie ganze Darstellungen im Auge. Auch hier in den Tagen des freien Aufsatzes nichts zur blossen Ab- und Auf-rundung der Theorie! Nichts, als was faktisch praktisch der Sache dient: dem Reden, dem Schreiben! Ein Wort von der Aussprache hier zum Eingang. Selbstverständlich wird ein Deutschlehrer heute folgerichtig darauf halten, dass keiner mehr doziert: „Wandlen wir über die Hügel der Inseln und finden: das schönste plaschtische Wärk der antiken Kunscht ischt der Bruschkaschten der medicäischen Venus.“ Er wird ebenso wenig lesen lassen: „Wer geht vorbei? Es ist die Leibwasche der Herzogin!“ oder singen: „Mein Schweizerland, wasch auf!“ Zuverlässige Weisung finden unsere jungen Leute in Dr. Sticklebergers kleinem Büchlein.

Zu fleissiger Übung im Reden empfehle ich aus vielfacher Erfahrung heraus neben Erzählen Grimmscher Märchen, Hebelscher Schwänke und dergl. mehr fleissiges Austeilen bunter Themata zu kleinen freien Vorträgen.

Reden und Schreiben. Man sagt, der eine besitze mehr Gabe zum Reden, der andere zum Schreiben. „Zwei sind der Wege ... Wohl dem, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!“ So Man-nigfaltiges auch ein Seminarist mit der Feder in der Hand zu bewäl-tigen hat, — Rüsten und Rundung richtiger Aufsätze kann durch keine andere Arbeit würdig ersetzt werden. Briefe, Abschriften, Notizen, Präparationen für Lehrstunden in der Musterschulklasse genügen nicht. Vom Aufsatz allein gilt Jean Pauls Ausspruch: „Eine Seite schreiben bildet den Geist mehr als zehn Seiten lesen!“ Eins ausgenommen etwa: Aus eigener Schreiblust ausgearbeitete Tage-bücher. Allererstes Erfordernis: Freunde, Mut! Wer lange die Übung unterlässt, findet nur schwer mehr den nötigen Courage. Aber alles Übrige vorausgesetzt: Wer fröhlich reden oder schreiben soll, der muss etwas zu sagen haben, sollte mithin auch manches gelesen und nicht alles vergessen haben. Lesen wäre eigentlich ein Auflesen. Dann erwahrt sich's auch bei den jungen Leuten: „Und wenn's euch



ernst ist, was zu sagen, ist's nötig, Worten nachzujagen?" „Der Geist ist es, der sich den Körper baut.“ Deshalb ist immer die Wahl der Themata so bedeutungsvoll. Immer straft ich vor allem mich selber, wenn ich mich darin vergriff.

Jede Übertreibung ist vom Übel. Auch eine gute Idee kann zu Tode geritten werden. Ordnung und Freiheit weise gemischt, den Verhältnissen angemessen, das ist das Wichtige für jede Menschengesellschaft. Vorbereitete und freie Aufsätze wollen wohltuend mit einander wechseln. Sind unsere jungen Leute völlig auf sich selbst angewiesen, bewegen sie sich auch in der Wahl des Stoffes ausnahmsweise vollständig frei, wollen sie immer nur erzählen und schildern oder die Arbeiten laufen um nichts glatter ein. Berichten und Geschichten, schildern und bildern, für den Lehrer freilich eine ungeheuer wichtige Kunst, geradezu ein Schlüssel zum Öffnen junger Herzen. Und erfordert Anschaulichkeit. Prosamuster: nicht zu vergessen neben zahlreichen Erzählungen der heil. Schrift, Grimmschen Märchen, Rheinischem Hausfreund, Roseggerschem Waldbauernbub u. a. m. die Kunstgriffe, über die bewunderungswürdig namentlich auch C. F. Meyer verfügt: Ich meine Kontrast, Heraushebung, Beleuchtung, Einrahmung, plötzliches Auftauchen einer Gestalt oder einer Gruppe. Lasse ich die jungen Leute über Erlebnisse und Ergebnisse, Erfahrungen und Bewahrungen aus der Tugend und Untugend ihrer Jugend, aus den Serien ihrer Ferien, über eigenartige Menschenkinder bildern, die sie kennen gelernt, dann ist die Durchsicht der Arbeiten niemals ein Muss. Aber — ein Lehrer will doch wie sein Volkserziehungsgenosse, der Pfarrer, auch Erörterungen sachgemäss aufbauen lernen, Untersuchungen, Betrachtungen, Ansprachen, Reden. „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Aber Kunst läuft mit. Und schade wärs doch, sollte einer alles, was andere vor ihm gefunden, selber finden wollen und darüber beständig im Unsichern tappen.

Hauptfrage also: Was willst du sagen? Und wie nun anordnen? Sag mir's lieber erst berndeutsch, wie wenn wir miteinander gegen Muri marschierten! So, sowas! nun schriftdeutsch und — mach keine Phrasen! Ein eigenes Kapitel: Rede reines Deutsch und meide die Fremdwörter! Leider haben auch zahlreiche Männer unserer Gilde, Lehrer der Psychologie z.B. die blumigen Matten unserer lieben deutschen Sprache mit reichlichem Kies griechischer, lateinischer, arabischer, französischer, botokudischer, honoluluer, japanischer und papuanischer Pappeleien überführt und wurden vom Wahne

gefangen genommen, Seelenvorgänge z. B. könnten unmöglich mit deutschen Worten bezeichnet werden. Wirklich nicht? Ich gebe Engel und den Genossen des Sprachvereins recht. Apropos: Wo etwas ganz Exquisites betupft werden soll, wie sexuell oder eine Bronchitis oder eine Meringue, da mag man meinetwegen einen Barbarismus wagen. Rede mir, Freund, ein richtiges Deutsch und verwende dann einst auch im Unterricht kein Gequatsche, wie es v. Greyerz in seinem „Glasbrunnen“ boshaft abgeknipst hat.

Und zum Schluss noch etwas: Hast du etwas zu schreiben, so stelle dir die vor, denen du was zu sagen hast, deine Kameraden, deine Eltern, das Dorfvolk, nicht in erster Linie mich, deinen Lehrer, und noch weniger bloss das Papier! Schreibe natürlich! Schreib ein lebendiges Deutsch, kein Papierdeutsch! Lass dich's auch nicht verdrissen, wenn dich dein Deutschlehrer darauf aufmerksam macht! Bedenke, dass er mit den lebenden Schriftstellern Fühlung behielt, wie z. B. mancher Forscher und mancher Gelehrte nicht. Schreibe also nicht: Ich traf einen Deutschen. Derselbe meinte..., sondern er meinte oder der meinte. Aber dann: Heute traf ich einen Wanderer; es war derselbe, den ich schon vor acht Tagen getroffen. Nicht wie wir oben schon sagten. Wo oben? Auf dem Niesen? Oben auf dem Papier. Nicht: der Sigrist weckte seine Tochter und läutete sie mit aller Macht, sondern: und sie läutete etc. Nicht: wie der erstere behauptet, wie der letztere beweist. Wiederhole lieber statt dessen die Namen oder setze dieser und jener. Erstere und letztere sind gesteigerte Superlative und klingen unschön. Schreibe nicht: beir Station, in meim Leben, sage bei der Station und in meinem Leben. Meide Wendungen wie: Ich durchsuchte meine Truhe, ich fand in derselben, setze dafür: ich fand darin. Sage nicht: wo eine Entgleisung der Wagen stattgefunden, sondern wo die Wagen entgleisten. Rosegger plaudert: „Da las ich in einer Zeitung, dass bei einem deutschnationalen Feste 500 Kronen vereinnahmt worden sind. Dieses Wort „vereinnahmt“ gefiel mir so gut, dass ich es sogleich veraufschriebt habe!“ Und ist in Frutigen ein junger Mann von einem Eisenbahnwagen erfasst und überfahren worden, so sollst du der Zeitung nicht melden: „Der Sensenmann hat ihn über die Schienen gelegt und ihn eingeführt ins Reich des Nimmerwiedersehens.“ Bombaste nicht immer: Die Königin des Tages stieg über den Horizont, sage lieber einfach „die Sonne ging auf!“ Nicht statt: Johann, zieh mir die Stiefel aus! Du, weit Geringerer als ich und doch mir gleich, stütze dich auf die Pfeiler deines Leibes



und befreie meine Gehwerkzeuge von der Engigkeit eines toten Kalbes! Auf die Frage: Was ist Raum? sollte eine andere Definition folgen, als: Raum ist in der kleinsten Hütte!

Formen und Formen also der Hauptsache nach hatte der Deutschunterricht immer wieder zu beachten und zu betrachten, in der Grammatik, der Stilistik, der Rhetorik, der Poetik, im Lesen und Erklären und in der Literaturgeschichte sogar. Auch wo er sich mit Stoffen mühte, immer wieder kam er dazu, zu entdecken, wie Stoffe am wirksamsten gegliedert und wie die Glieder gemodelt werden, wie der Redner, der Dichter, der Maler, der Musiker den Teilen seiner Gebilde Gleichgewicht schafft, Licht und Schatten verteilt, überhaupt die Kontraste gegeneinander ausspielt und abtönt, wie ein Kunstgebild gleich einem Rosenbaum, einer Eiche aus einem Keim herauswächst, alles sich formt nach einer ihm an- und eingebornen Idee, bis das Ganze harmonisch webt und wirkt. Allerlei Wahrheit und Klarheit weckt er aus ihrem Dornröschenschlaf, und es erwachen die Tauben auf dem Dach und die Fliegen an der Wand und das Feuer hebt zu prasseln und der Braten zu brutzeln an und der Koch unterlässt es nicht, dem Küchenjungen eine herunterzuhauen, dass er schreit, und es ist, ging es zu, wie es sollte, alles Leben im Schloss erwacht. König und Königin haben den Thron betreten, die Minister haben zu amten begonnen und es wird fröhliche Hochzeit gehalten werden. Lauter Kunst und Kenntniss also im Traumland des Schönen, auf dem Boden des Schönen!

Aber gab schliesslich die Ästhetik allenthalben den Ausschlag? Beschränkten die Normen sich rein auf die Formen und kam's demnach auf den Inhalt eben nicht gross an? Regierte, da hier der didaktische Materialismus nicht aufkommen konnte, der Moralismus aus dem Felde geschlagen war, schliesslich ausschliesslich der Ästhetizismus? Seien wir mit uns im reinen.

Kunst und Künstler in allen Ehren! Die Ästhetik hat auf Erden ihr Recht, das Schöne soll geschont werden, davon hat es den Namen, und auch ins Reich der Sprache gehört Heimatschutz. Der Sprachverein übt ihn. Der echte Deutschlehrer gleichfalls.

„Aber wie denn?“ fragt W. Steinhausen, der Maler, nachdem er die Fülle des Irdischen, das Naturschöne geschildert, das uns mit Formen und Farben erfreut, „aber wie denn? Sättigt uns diese Schönheit? Alle diese Freude am Schönen, genügt sie uns? Ach nur flüchtige Augenblicke sind es, in welchen sie uns ganz zu umfassen scheint. Dieses Schöne, so unsere Freundin, so freundlich beredt, verstummt plötz-





lichkeit und das der Völker auf Gerechtigkeit. Auch die höchste Kunst kann nur begleiten, nicht leiten. Sie bleibt im Reiche der Anschauung, muss da verbleiben und weist freilich ahnend darüber hinaus. „Das ist ja das Rührende aller Kunst, die Verbindung unserer Gebrechlichkeit mit dem Bewusstsein von etwas unzerstörbar Ewigem.“ Das Leben darf dich täuschen,“ sagt noch einmal Steinhausen, aber nicht meine Kunst. So erklärt es sich, warum in unserer Zeit eine solche Hinneigung zur Kunst besteht. Im tiefsten Grund ist es die Sehnsucht nach Wahrheit — nicht nach Schönheit.“ Und es ist meine Überzeugung, dass zu dem vielen, was der rauhe Kriegsbesen unserer Zeit schon weggefegt hat und noch wegfeigen wird, auch die Mode gehören wird, alles und alles vom ästhetischen Gesichtswinkel aus zu betrachten.

Das innerste Gewissen und damit den Willen packt auf die Dauer nur die Religion. Sie allein vermag den Menschen über sein Menschliches, Allzumenschliches hinauszuhoben in höhere Sphären, in reinere Region. Löst der Deutschunterricht in niedern, höhern und höchsten Schulen seine hehrste Aufgabe, bietet er seine beste Gabe, so tritt er gesinnung- und charakterbildend dicht heran an die Seite des Religionsunterrichts und solches und ähnliches mag Philipp Wackernagel bedacht haben, wenn er den Ausspruch tat: „Das Amt eines deutschen Sprachlehrers ist ein königliches, ein hohepriesterliches Amt.“ Wenn ich übrigens, geehrte Freunde und Kollegen, mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!

Und hätte der Liebe nicht! Mit einem Verhältnis zur deutschen Muttersprache, dem etwa Rückert, Schenkendorf und unser Landsmann Leuthold einen würdigen Ausdruck geliehen haben, das dem des künstlerisch begabten Musikers zu seinem geliebten Instrumente gleicht, verbindet der Deutschlehrer eine unendlich elastische Nachsicht und Geduld auch für die ihm anvertrauten, die sich wundern, wie man an einem dichterischen Gebilde sich freuen kann, denen nie eine Muse gelächelt hat, die vielleicht unter einer schweren Zunge ein um so treueres Herz verbergen. „Kommt, ihr alle!“ Sie alle haben Anspruch auf das, was wir anstreben, worüber wir auch morgen beraten werden: auf nationale Erziehung, und im höchsten Sinne: auf Ausbildung der Persönlichkeit!“